



Meist ohne »festen Wohnsitz«

Zur wechselvollen Geschichte der konfessionellen Lehre –
am Beispiel der jüdischen Religionswissenschaft



Die Frage nach dem Stellenwert der »jüdischen Religionswissenschaft« an der Universität Frankfurt lässt sich nur beantworten, wenn man deutlich macht, welche Haltung die Frankfurter Hochschule im Laufe ihrer Geschichte generell gegenüber der Errichtung Theologischer Fakultäten beziehungsweise der Einführung einer konfessionellen Lehre einnahm. Um es gleich vorweg zu sagen: Frankfurt war in den 1920er Jahren die einzige deutsche Universität, an der ein konfessionell gebundener Lehrauftrag für »Jüdische Religionswissenschaft und Ethik« existierte – ausgeführt wurde er von Martin Buber.

Dem Kulturhistoriker Wolfgang Schivelbusch zufolge war die Frankfurter Universität in der Weimarer Republik die »bürgerlichste Hochschule in Deutschland«. Wie die Spitzenuniversitäten in Amerika verstand sie sich als eine moderne säkulare Bildungseinrichtung. Als einzige deutsche Hochschule besaß sie keine Theologische, dafür aber die landesweit erste Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. Gegenüber dem Staat hatte sie sich dank des privaten Stiftergeistes eine große Unabhängigkeit bewahrt.¹¹ Dagegen befürchteten die Mitglieder der deutschen Rektorenkonferenz geschichtslose amerika-

nische Verhältnisse, als sie im Vorfeld der Universitätsgründung erfuhren, dass die Frankfurter entschlossen waren, gegebenenfalls auf eine Theologische Fakultät zu verzichten. Sie mahnten den Bestand der »Kulturnation« an und verwiesen darauf, dass in Deutschland Theologische Fakultäten aufgrund staatsrechtlicher und kulturhistorischer Traditionen integraler Bestandteil der Universitätsverfassung seien.

Wesentlich pragmatischer und taktisch klüger verhielten sich die Gründer der Universität, allen voran Oberbürgermeister Franz Adickes: Sie traten einerseits für eine säkulare Universität ein und begründeten dies mit mangelndem »lokalen Bedarf« angesichts rückläufiger Studentenzahlen im Fach Theologie an preußischen Universitäten.¹² Andererseits schlossen sie die grundsätzliche Möglichkeit der Errichtung Theologischer Fakultäten nie ganz aus. Die Gelder dafür hätten aber, da sich das zuständige Preußische Ministerium zu einer Finanzierung nicht bereitfand, von den Kirchen aufgebracht werden müssen.

Vor diesem Hintergrund bevorzugte es die katholische Kirche, die die »freidenkerischen« Frankfurter Aktivitäten mit Argwohn verfolgte, das Feld den in Preußen vorherrschenden Protestanten zu überlassen und die Forderung nach einer

1 In der Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden arbeiten Vertreter des Magistrats, der jüdischen Gemeinde und der Wissenschaft zusammen. Auf der Gründungssitzung am 17. Mai 1961 im Magistratssitzungssaal wird die Universität durch Rabbiner Kurt Wilhelm und Max Horkheimer vertreten (Dritter und Vierter von links); außerdem abgebildet (von links): Rabbiner Dr. Georg Salzberger, Dr. Fritz Ettliger, Bürgermeister Dr. Walter Leiske, Simon Bischoff, Ernst Noam und Ernst Loewy.

Katholischen Fakultät gar nicht erst aufzustellen. Die protestantische Kirche hingegen, die befürchtete, dass eine Hochschule ohne Theologie die Kultur einseitiger Ökonomisierung überlasse, befand sich in einer misslichen Lage. Da keine staatlichen Gelder flossen, sah sie sich gezwungen, die »Opferwilligkeit der besitzenden evangelischen Kreise« auf den Prüfstand zu stellen. Das Ergebnis war, dass kein Stiftungskapital zusammenkam.

Jüdische Stifter setzen andere Präferenzen

Es mag verwundern, dass von jüdischer Seite keine Forderung nach theologischer oder religionswissenschaftlicher Lehre gestellt wurde, kam doch ein beträchtlicher Teil des Stiftungsvermögens von Frankfurter Juden. Ihr Anteil an der Stadtbevölkerung war vor dem Ersten Weltkrieg mit 6,3 Prozent der höchste in Deutschland. Der orthodoxe Teil, der innerhalb der Frankfurter Israelitischen Gemeinde sowieso in der



Josef Horovitz (1874–1931), der Sohn eines orthodoxen Rabbiners, war der erste Frankfurter Orientalistik-Professor. Seine Spezialgebiete waren die frühe arabische Poesie und die Entstehung des Korans. Doch vertrat er nach dem Willen des jüdischen Stifters seines Lehrstuhls auch die »talmudische und targumische Literatur«.

Minderheit war, mischte sich nicht ein; und für die liberal-assimilierte Mehrheit war es wichtiger, dass die Stiftungsvermögen mit konfessionellen Antidiskriminierungsbestimmungen versehen wurden und somit jüdische Wissenschaftler bei Berufungen ihren christlichen Kollegen juristisch gleichgestellt waren. Nur einer der zahlreichen jüdischen Stiftungslehrstühle war inhaltlich dem Judentum gewidmet: der Lehrstuhl für Semitische Philologie, der in der Philosophischen Fakultät angesiedelt war und für den sich der Stifter, der aus Frankfurt stammende New Yorker Bankier Jacob H. Schiff, die »Berücksichtigung der targumischen und talmudischen Literatur« ausbedungen hatte. Berufen wurde 1914 Josef Horovitz, ein Sohn des orthodoxen Frankfurter Rabbiners Markus Horovitz.^{13/}

Erst zu Beginn der Weimarer Republik entstand erneut eine Diskussion um die Theologien. Diesmal kam der Vorstoß von katholischer Seite: Der Bischof von Limburg beantragte Ende 1920 beim Großen Rat der Universität die »Anstellung eines katholischen Dozenten für Religionsgeschichte und christliche Ethik«, den die Kirche selbst benennen und teilweise finanzieren wolle. Als die Philosophische Fakultät von diesem Antrag unterrichtet wurde, bekräftigte sie ihre bisherige Position, die zwar Offenheit für die Errichtung Theologischer Fakultäten signalisierte, aber keine Bereitschaft zur Erteilung theologischer Lehraufträge. Entgegen dieser Auffassung bewilligte überraschend der Große Rat in einer gemeinsamen Sitzung mit dem Kuratorium am

20. Februar 1921 die Mittel für einen Lehrauftrag für katholische Religionsgeschichte und christliche Ethik.

Weg frei für gleichberechtigte Repräsentanz aller Religionen

Wie kam es zu dieser ungewöhnlichen Kehrtwende, mit der die Universität die eigene Professorenschaft übergibt und gleichzeitig einen Bruch mit der Universitätstradition herbeiführt? Dem Frankfurter Universitätshistoriker Paul Kluge zufolge bestand die wichtigste Voraussetzung für diese Entscheidung darin, dass mit der Weimarer Republik ein moderner, konfessionell neutraler Staat entstanden war, der den Bürgern völlige Freiheit in der Religionsausübung garantierte. Dadurch waren die Bestimmungen zur Gleichstellung der Juden in den Stiftungsverträgen obsolet und der Weg war frei für eine gleichberechtigte akademische Repräsentanz aller Religionen. Tatsächlich verhielt es sich dann so, dass die jüdische Gemeinde nach dem Vorstoß des Bischofs ihrerseits mit dem Vorschlag an das Kuratorium herantrat, »anstelle von Theologischen Fakultäten innerhalb der Philosophischen Fakultät eine Abteilung für Religionswissenschaften mit evangelischen, katholischen und jüdischen Lehrkräften zu bilden, die den Dokortitel für Religionswissenschaft verleihen könnte.«^{14/} Die Gelder für die Finanzierung des jüdischen Lehrauftrags stünden schon bereit. Der evangelischen Kirche, die die Mittel für eine Lehrstuhlfinanzierung immer noch nicht aufbrachte, blieb nun nichts anderes übrig, als auf den fahrenden Zug aufzuspringen. Das Ministerium war nicht bereit, von seiner paritätischen Gangart gegenüber allen drei Konfessionen abzugehen und bewilligte jeder die gleichen, relativ geringen Mittel.

Während die evangelische Kirche zusehen musste, wie sie geeignete Kandidaten fand, die bereit waren, für das magere Honorar den Lehrauftrag nebenamtlich auszuführen, wurde auch die katholische Seite gezwungen, eine Kröte zu schlucken: Ihr Antrag, den Lehrauftrag mit einem Jesuiten zu besetzen, stieß auf heftigen Widerstand. Die Philosophische Fakultät, die in diesem Besetzungsvorschlag einen religiös-missionarischen Auf-

trag witterte, lehnte es unter Führung ihres Dekans Josef Horovitz ab, einen Ordensgeistlichen zu akzeptieren. Das Ministerium vermittelte schließlich einen Kompromiss, indem es den Jesuiten ablehnte, aber einen katholischen Privatdozenten bewilligte, während sich die Protestanten mit widerruflichen Lehraufträgen – der lockersten Form der Anbindung an die Universität – zufriedengeben mussten.

Buber: Erst Lehrbeauftragter, dann Honorarprofessor

Den ersten jüdisch-theologischen Lehrauftrag erhielt Franz Rosenzweig, der Leiter des 1920 gegründeten »Freien Jüdischen Lehrhauses«. Die Frankfurter Israelitische Gemeinde hatte ihn vorgeschlagen, nachdem der zunächst vorgesehene konservative Rabbiner und vorzügliche Goethe-Kenner Nehemia Anton Nobel plötzlich gestorben war. Rosenzweig, der 1920 mit einer philosophischen Arbeit über Hegel habilitiert wurde, kündigte für das Sommersemester 1923 zwei Vorlesungen über mittelalterliche jüdische Religionsphilosophie an, die er aber aufgrund einer kurz zuvor aufgetretenen schweren Erkrankung nicht hielt. Wie er später in einem Brief bekannte, hatte er den Lehrauftrag nur deshalb angenommen, um »Einfluss auf die Wahl meines Nachfolgers nehmen zu können.«^{15/} Dazu hatte er Martin Bu-



Franz Rosenzweig (1886–1929) war Leiter der Frankfurter Jüdischen Volkshochschule, als er 1922 von der Israelitischen Kultusgemeinde für den ersten Lehrauftrag für jüdische Religionswissenschaft vorgeschlagen wurde. Wegen einer schweren Krankheit konnte er die Vorlesungen nicht halten.

ber ausersehen, den er allerdings erst zur akademischen Lehre überreden musste. Buber, der 1903 in Philosophie mit einer Arbeit über die deutsche Mystik promoviert worden war, arbeitete als angestellter Verlagslektor bei Rütten & Loening. Vom politischen Zionismus Herzlscher Prägung hatte er sich bereits gelöst, um sich dem sozialistisch-kulturzionistischen Standpunkt zuzuwenden, der für eine geistig-kulturelle Erneuerung des Judentums eintrat. Sein Lehrauftrag ab dem Sommersemester 1924 lautete auf »Jüdische Religionswissenschaft und Ethik«. Zeitgleich arbeitete Buber bis 1929 mit Rosenzweig an der »Verdeutschung« der Hebräischen Bibel, was dazu führte, dass er auch in der universitären Lehre meist bibelwissenschaftliche Themen behandelte. Die Bibelwissenschaft, »die an den deutschen Universitäten bislang ausschließlich in den theologischen Fakultäten ihre Pflegstätte hatte und völlig am Judentum vorbei betrieben wurde«, hatte somit zum ersten Mal einen jüdischen Vertreter.¹⁶⁷

Im August 1930 wurde Buber zum Honorarprofessor für »Religionswissenschaft« ernannt. Der Verzicht auf das Attribut »jüdisch« entband von der konfessionellen Ausrichtung der Lehre und beinhaltete zugleich einen Disziplinwechsel. Die Hintergründe dafür sind nicht bekannt, dürften aber mit dem geistig und politisch regsamen Klima an der Universität Frankfurt in der Spätphase der Weimarer Republik zusammenhängen. Erinnerung sei nur an die Pfingsttagung der »religiösen Sozialisten« 1928 in Heppenheim mit ihren mehr als 80 Teilnehmern. Die meisten, darunter Buber und Paul Tillich, waren Lehrende der Universität Frankfurt. Sie tauschten sich interdisziplinär über Fragen der Theologie und Sozialphilosophie aus und diskutierten Strategien der Volksbildung und des Sozialismus. In der intellektuell ungemein anregenden und nach gesellschaftlicher Veränderung drängenden Atmosphäre jener Jahre dürfte auch die Idee zur Schaffung eines religionswissenschaftlichen Instituts jenseits der Theologien entstanden sein. Die beiden einzigen Lehrenden des neuen Schwerpunkts waren ab 1931 die Nicht-Theologen Martin Buber und der Altphilologe Walter F. Otto, ein wissenschaftlicher Querdenker,



Martin Buber (1878–1965) musste von seinem Freund Rosenzweig zur akademischen Lehre erst überredet werden. Sechs Jahre lang vertrat er in der Abteilung »Theologische Vorlesungen« gleichberechtigt neben den christlichen Theologen die jüdische Religionswissenschaft an der Universität Frankfurt. 1930 wurde er zum Honorarprofessor für Religionswissenschaft ernannt, weil er Leiter eines interreligiösen Instituts werden sollte. Die Nationalsozialisten vereitelten die Weiterentwicklung des fortschrittlichen Projekts.

der sich im geistigen Leben der Stadt »besonderer Wertschätzung« erfreute. Als Dekan der Philosophischen Fakultät und mit der Rückenbedeckung des innovativen Kurators Kurt Riezler hatte Otto Bubers Honorarprofessur durchgesetzt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass Otto und Riezler mit der stärkeren Anbindung Bubers an die Universität ein Gegengewicht zum Kreis um den protestantisch-sozialistischen Theologen Paul Tillich, der seit 1929 auf dem Lehrstuhl für Philosophie auch noch die Soziologie und die Sozialpädagogik vertrat, schaffen wollten. Der frei gewordene Lehrauftrag für »Jüdische Religionswissenschaft und Ethik« wurde 1932 auf Vorschlag der Israelitischen Gemeinde mit Norbert (Nachum) Glatzer, einem Schüler Bubers, besetzt.

Mit der Vertreibung Bubers und Glatzers von der Universität zu Beginn der NS-Diktatur ging ein bis dahin an deutschen Hochschulen einmaliges Projekt zu Ende. Zehn Jahre lang hatten unter dem Dach der Philosophischen Fakultät jüdische, katholische und protestantische Theologen und Religionswissenschaftler ihre konfessionsgebundene Lehrmeinung vertreten können. Das Neue an diesem Experiment war die Akzeptanz der jüdisch-theologischen Lehre, die gleichberechtigt neben den beiden christlichen Konfessionen vertreten war. Während die jüdische Lehre 1933 praktisch von einem Tag auf den anderen verboten wurde, lief der Lehrbetrieb der katholischen und protestantischen Theologen in unveränderter Form bis 1938 weiter.

Es lohnt sich, für die Zeit nach 1933 auch einen Blick auf die Entwicklung des jüdischen Schwerpunkts innerhalb der Abteilung »Sprachen und Literatur des vorderen Orients« mit dem dazugehörigen Lehrstuhl für semitische Philologie zu werfen. Josef Horowitz und seine Mitarbeiter hatten dem Stifterwillen entsprochen, indem sie stets Lehrveranstaltungen zu den klassischen Schriften des Judentums Talmud, Midrasch und Targum anboten. Außerdem waren über die Jahre regelmäßig neben dem Aramäischen auch hebräische Übungen und Sprachkurse im Programm. Diese Tradition wurde von Gotthold Weil, der 1932 die Nach-



Norbert (Nachum) Glatzer (1903–1990) wurde 1931 bei Martin Buber mit einer Arbeit über die Geschichtslehre der Tannaiten, einem Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderte, promoviert. Ein Jahr später übernahm er auf Vorschlag der Israelitischen Kultusgemeinde Bubers konfessionsgebundenen Lehrauftrag für jüdische Religionswissenschaft. Er unterrichtete nur zwei Semester und wurde dann von der Universität vertrieben.



Die von jüdisch-amerikanischen Mäzenen gestifteten Loeb-Lectures fanden fast zehn Jahre statt. Sie sollten dazu beitragen, dass sich in Deutschland wieder ein Wissen über das Judentum ausbreitet. Durch die Gastdozenten aus verschiedenen Ländern fand man nach Jahren der Selbstaussgrenzung Anschluss an die internationalen wissenschaftlichen Standards.

folge des plötzlich verstorbenen Horowitz antrat, fortgesetzt, bis auch er 1934 von der Universität vertrieben wurde. Danach wurde der Lehrstuhl – angeblich aus finanziellen Gründen – nicht wieder besetzt. Zu einem kurzen Wiederaufleben der Frankfurter Semitistik (oder Orientalistik) kam es vom Wintersemester 1936 bis zum Sommersemester 1938. Johann Fück, ein Schüler von Horowitz, der neun Jahre lang den Lehrauftrag für Hebräisch innehatte, kehrte nach fünfjährigem Aufenthalt an der Universität Daka nach Frankfurt zurück. Die Universität ernannte ihren langjährigen Mitarbeiter zum außerplanmäßigen Professor, der aber gemäß der neuen Ideologie nicht mehr »semitische Philologie« vertreten

durfte, sondern »Arabistik und Islamkunde«. Als Fück 1938 einem Ruf nach Halle folgte, bewarb sich Ernst Ludwig Dietrich, der 1932 in die NSDAP eingetreten war und zwei Jahre später Landesbischof der Evangelischen Kirche Nassau-Hessen wurde, erfolglos um seine Nachfolge.

Nach 1945: Kontinuität unter neuen Vorzeichen

Eine konfessionsgebundene jüdische Lehre hat es nach 1945 nicht wieder gegeben. Jüdische Intelligenz und Kompetenz waren vertrieben oder ermordet worden, und die Frankfurter Israelitische Gemeinde, die das Vorschlagsrecht für den Dozenten des Lehrauftrags für jüdische Religionswissenschaft wahrgenommen hatte, war zerschlagen. Indes unterbreiteten gleich nach Einmarsch der Amerikaner die Vertreter der beiden christlichen Kirchen einen Plan zum Aufbau von zwei Theologischen Fakultäten. Beim Ministerium, der Stadt und der Universität stießen sie damit auf offene Ohren. Dennoch kam die Errichtung der Fakultäten nicht zustande, was weniger auf mangelnden politischen Willen als auf innerkirchliche Probleme zurückzuführen ist.¹⁷⁷ Daher blieb für die christlichen Kirchen zunächst alles beim Alten: Ab dem Wintersemester 1948/49 wurden die »Theologische Vorlesungen« in Form von konfessionsgebundenen Lehraufträgen wieder aufgenommen. Auch hinsichtlich des jüdischen Schwerpunkts in der Orientalistik war Kontinuität angesagt: Schon ab dem Wintersemester 1947/48, zwei Jahre, bevor mit Hellmut Ritter, der in der NS-Zeit als Professor für Islamistik an der Universität Istanbul gewirkt hatte, ein neuer Ordinarius für semitische Philologie berufen wurde, gab es wieder dauerhaft ein Lehrangebot für hebräische Sprache und schließlich auch Seminare zum jüdischen Schwerpunkt.

Mit »Loeb-Lectures« Anschluss an internationale Standards

Mit dem Wintersemester 1956/57 kam Bewegung in die Abteilung »Theologische Vorlesungen«, die nun durch die »Loeb-Lectures – Gastvorlesungen über Geschichte und Philosophie des Judentums« ergänzt wurden. Ausgeführt wurde

die Vorlesungsreihe von ausländischen Gastprofessoren, ihr Initiator war Max Horkheimer, von 1951 bis 1953 Rektor der Universität, und finanziert wurde sie vom Eda K. Loeb-Fund, einer amerikanisch-jüdischen Stiftung. Die Tatsache, dass erneut jüdische Mäzene dafür sorgten, dass Vorlesungen zum Judentum im Lehrbetrieb verankert wurden, scheint auch die Vertreter der christlichen Kirchen auf den Plan gerufen zu haben. Es dürfte kein Zufall sein, dass kurz vor Beginn der Loeb-Lectures die Kirchen ihren Lehrbetrieb aufstockten, indem sie jeweils einen Theologischen Lehrstuhl schufen, den sie aus Eigenmitteln finanzierten.

Die Frankfurter Loeb-Lectures, die bis Mitte der 1960er Jahre stattfanden, können in ihrer Bedeutung für das geistige Klima der Zeit kaum unterschätzt werden. Sie dienten nicht nur einer ersten, oft sehr befangenen Kontaktaufnahme mit der vertriebenen jüdischen Intelligenz, sie sorgten auch dafür, dass die akademische und bürgerliche Öffentlichkeit der Stadt – die Lectures standen allen Interessierten offen – nach Jahren der Selbstaussgrenzung Anschluss an internationale wissenschaftliche Standards fand. Bemerkenswert sind das starke Interesse und die hohe Frequenz der Lectures: So berichtet die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 31. Dezember 1959, dass im Rahmen der Loeb-Lectures 50 Dozenten 150 Stunden gehalten hatten. Zu den regelmäßigen Hörern gehörten Mitglieder der Volkshochschulen, der Gewerkschaften, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und anderer kultur- und bildungspolitischer Institutionen. Die Dozenten waren meist jüdische Wissenschaftler und reisten aus vielen europäischen Ländern, aus Israel und den Vereinigten Staaten an.

Eröffnet wurden die Loeb-Lectures 1956 durch Rabbiner Leo Baeck, der ein halbes Jahr vor seinem Tod zu diesem Anlass nach Deutschland kam. Auch die Vorlesung von Nahum Goldman, dem Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses, der seine Kindheit in Frankfurt verbracht hatte, war ein publizistisches Großereignis. Weniger spektakulär und stärker wissenschaftlich orientiert dürften die Lesungen anderer Dozenten gewesen sein, zum Beispiel die des Doyens

der österreichischen Judaistik, Kurt Schubert, oder die von Herbert Marcuse, der im Sommersemester 1964 zu »Marx, Freud und der Monotheismus« sprach.

**Kurt Wilhelm
und die Wissenschaft
vom Judentum**

Am 21. Mai 1959 beantragte die Philosophische Fakultät beim Hessischen Ministerium für Erziehung und Volksbildung, Kurt Wilhelm, der mehrfach im Rahmen der Loeb-Lectures gelesen hatte, zum Honorarprofessor für die »Wissenschaft vom Judentum« zu ernennen. Dabei bezog sie sich auf die »Frankfurter Tradition der Tätigkeit von Martin Buber«, obwohl dieser andere Fachgebiete vertreten hatte. Eine beträchtliche Anschubfinanzierung sowie jährliche Zuschüsse hatte kurz zuvor der Magistrat der Stadt bewilligt, der mit der Professur erneut ein jüdisches Äquivalent zu den ein Jahr zuvor errichteten Lehrstühlen für protestantische und katholische Religionswissenschaft schaffen wollte.^{18/} Kurt Wilhelm, der seit 1948 Landesrabbiner von Schweden war, hatte an der Universität Breslau und am Jüdisch-Theologischen Seminar studiert und 1925 am Jewish Theological Seminary in New York das Rabbinerexamen abgelegt. 1923 wurde er an der Universität Würzburg im Fachgebiet Orientalistik zum Dr. phil. promoviert. Danach wirkte er als Rabbiner in Braunschweig und Dortmund und wurde schließlich 1933 zum Gemeinderabbiner nach Frankfurt berufen. Nachdem die Nationalsozialisten seinen Amtsantritt verhindert hatten, emigrierte er nach Palästina, wo er mit Else Lasker-Schüler befreundet war und in Jerusalem bis zu seiner Rückkehr nach Europa eine progressiv-liberale Gemeinde leitete.

Wilhelms Amtseinführung erfolgte im Januar 1960, und sie wurde, wie die deutsch-jüdische Exilzeitschrift »Aufbau« schreibt, »zu einer eindrucksvollen Demonstration«^{19/} gegen die antisemitischen Ausschreitungen, die kurz davor an Weihnachten in Frankfurt und an anderen Orten der Bundesrepublik stattgefunden hatten. Die Honorarprofessur wurde einer neuen Abteilung »Religions- und Geistesgeschichte des Judentums« zugeordnet; Wilhelms erste Semi-

nare lauteten »Geschichte der Stadt Jerusalem« und »Einführung in die jüdische Liturgie«. Bis zu seinem plötzlichen Tod 1965 blieb er der einzige Lehrende des Fachgebiets, obwohl die Philosophische Fakultät schon ab 1961 die Absicht hatte, auch einen ordentlichen Lehrstuhl für die »Wissenschaft vom Judentum« zu errichten.^{10/}

Warum die Frankfurter Universität so lange benötigte, um die Stelle zu besetzen, ist nicht bekannt. Doch wurde in den 1960er Jahren die Judaistik als eine eigenständige, wissenschaftliche Disziplin in den Fächerkanon der deutschen Universitäten aufgenommen. Nach Berlin (1964) und Köln (1966) war Frankfurt die dritte Universität, die mit Arnold Goldberg zum Sommersemester 1970 einen Ordinarius berief. Der 1928 Geborene war eine Generation jünger als sein Vorgänger, war 1940 nach Palästina emigriert und 1950 nach Deutschland zurückgekehrt. In Freiburg hatte er Orientalistik, Ägyptologie und biblische Exegese studiert. Nach seiner Promotion 1957 arbeitete er an einer Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche und habilitierte sich damit 1964. Den Frankfurter Lehrstuhl bekleidete er bis zu seinem Tod im Jahr 1991.

**Judaistik – ein Fachgebiet
jenseits der Konfessionen**

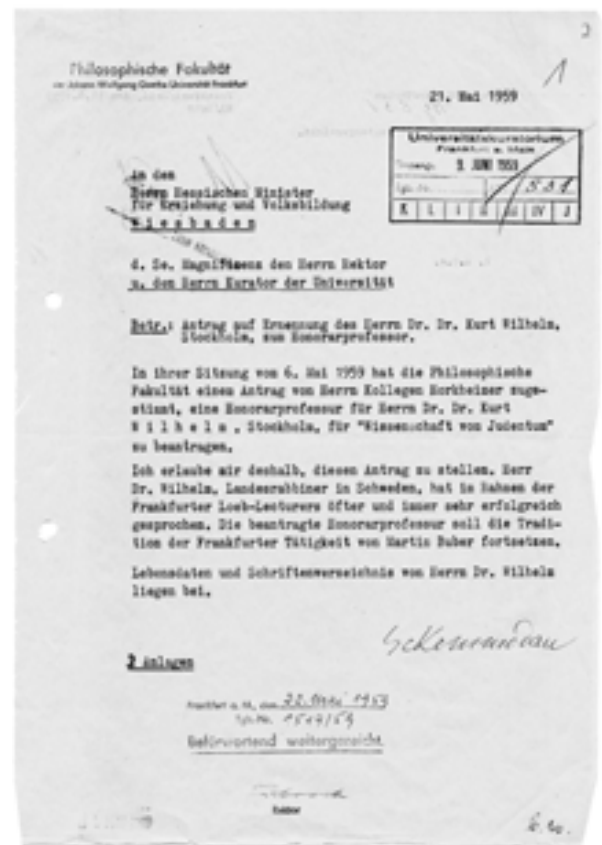
Im Zuge der Hessischen Hochschulreform 1970/71 stellte sich die Frage nach der Zuordnung des Lehrstuhls für die Wissenschaft vom Judentum. Die künftigen Fachbereichsvertreter waren der Ansicht, dass er »grundsätzlich« dem Fachbereich Religionswissenschaften angehören solle, doch räumten sie dem neuen Lehrstuhlinhaber das Recht ein, gemäß seines wissenschaftlichen Schwerpunkts zwischen diesem und den Fachbereichen Geschichtswissenschaften sowie Ost- und Außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften zu wählen. Goldberg entschied sich für letztere Möglichkeit, besaß aber eine Zweitmitgliedschaft im Fachbereich Religionswissenschaften.

Der Dekan der Philosophischen Fakultät Hans Sckommodau beantragt beim Ministerium, Kurt Wilhelm zum Honorarprofessor für »Wissenschaft vom Judentum« zu ernennen und betont die Fortsetzung der mit Martin Buber begonnenen Tradition.

Kurt Wilhelm (1900–1965) hätte 1933 Gemeinderabbiner in Frankfurt werden sollen, nach dem Zweiten Weltkrieg war er 1959 der erste Judaistik-Professor in Deutschland. Sein Fach nannte sich damals allerdings noch »Wissenschaft vom Judentum«. Für seine Vorlesungen pendelte er zwischen Stockholm und Frankfurt.



Mit dieser Entscheidung trat das neu geschaffene Seminar für Judaistik das Erbe des jüdischen Schwerpunkts innerhalb der Orientalistik an. Nicht von ungefähr wurde im gleichen Jahr als zweiter Ableger die Turkologie gegründet. Der aktuelle Stand der Dinge ist bekannt: Nach dem Vorstoß des Hessischen Wissenschaftsministers im Jahr 2005, die kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer durch Zusammenlegung in größeren Wissenschaftszentren zu stärken, sind die Frankfurter Turkologie und Orientalistik nach Marburg verlegt worden. Die Judaistik, die ebenfalls





Arnold Goldberg (1928–1991) war der erste ordentliche Professor für die »Wissenschaft vom Judentum«. Er wurde in Berlin geboren, hatte in Jerusalem die Schule besucht und in Freiburg semitische Philologie studiert. Auf sein Votum ist es zurückzuführen, dass die Frankfurter Judaistik 1970 nicht zum Fachbereich Religionswissenschaften kam.

nach Marburg hätte gehen sollen, ist aufgrund öffentlicher Proteste in Frankfurt geblieben.

Nicht immer scheinen die Bezeichnungen, die für die jüdischen Fachgebiete gewählt wurden, ein bewusstes und genau definiertes Wissenschaftsverständnis widerzuspiegeln: Während das Fach, das Arnold Goldberg vertrat, »Wissenschaft vom Judentum« genannt wurde, bezeichnete man die zugehörige Betriebseinheit als »Seminar für Judaistik«. Mit dem Begriff »Judaistik«, wie er nach 1945 verwandt wurde, wollte man das moderne, historisch-kritische Wissenschaftsverständnis des Fachs unterstreichen, das sich einerseits abgrenzen lässt gegen die »Wissen-

schaft des Judentums«, die sich seit ihrer Entstehung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zwar als säkulare, zugleich aber als apologetische – das heißt im Dienst der jüdischen Emanzipation stehende – Disziplin verstand. Sie wurde von Juden an eigens von ihnen gegründeten Einrichtungen gelehrt. Andererseits unterscheidet sich die Judaistik auch von den seit 1883 innerhalb der christlich-theologischen Fakultäten bestehenden »Instituta Judaica«, »die sich speziell mit der klassischen Epoche des rabbinischen Judentums befassten, aber auch ihre judenmissionarische Absicht nicht verleugneten.«^{11/} Unklar bleibt, welche »andere Reflexionsebene«^{12/} bei der Bezeichnung »Wissenschaft vom Judentum« eine Rolle spielen könnte und ob die Umbenennung des Fachgebiets in »Judaistik« 1994 anlässlich der Berufung von Margarete Schlüter zur Nachfolgerin Goldbergs überhaupt ein bewusster Vorgang war. Durch die Verankerung der Judaistik im Fachbereich Ost- und Außereuropäische Sprach- und Kulturwissenschaften blieben die beiden christlichen Religionen im neu geschaffenen Fachbereich Religionswissenschaften zunächst unter sich, bis 1989 die Trennung in zwei eigenständige Theologische Fachbereiche erfolgte.

Während Bubers Lehrauftrag in den 1920er Jahren zunächst durch die Idee des gleichberechtigten Nebeneinanders divergierender konfessioneller Lehrmeinungen motiviert war, stand seine Honorarprofessur für Religionswissenschaft im Zeichen einer sich neu etablierenden inter- und überkonfessionellen Lehre. Dieser fortschrittliche Ansatz

wurde durch das nationalsozialistische Regime zerstört, so dass es nach 1945 erst einmal darum gehen musste, jüdischen Intellektuellen im universitären Lehrbetrieb wieder einen Raum zu eröffnen. Mit der Judaistik erfolgte schließlich die Schaffung eines neuen Fachgebiets jenseits der Konfessionen. Demgegenüber basiert die 1987 im Fachbereich Evangelische Theologie errichtete und aus einer Stiftung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau hervorgegangene »Martin-Buber-Proessur für Jüdische Religionsphilosophie« auf einem neuen kirchlichen Selbstverständnis. Ihre Besetzung mit christlichen oder jüdischen Dozenten ist staatskirchenrechtlich an die Zustimmung der Kirche gebunden, da es sich um eine Professur an einem konfessionell gebundenen Fachbereich handelt. Für den Mitinitiator, Kirchenpräsident Peter Steinacker, steht die Professur im Zeichen einer theologischen Neuorientierung nach dem Holocaust sowie der religiösen Toleranz: »Unsere Kirche hat aus der Geschichte der Verfolgung und Ermordung der Juden eine theologische Konsequenz gezogen, die mithelfen soll, christlich motivierten Antijudaismus zu beenden. Theologische und religiöse Unterschiede und Wertungen begründen Toleranz und nicht den Hass.«^{13/} ♦

Die Autorin

Dr. Gudrun Jäger ist Literaturwissenschaftlerin und war bis 2005 Mitarbeiterin des »Lexikon deutsch-jüdischer Autoren«, unter ihrer Herausgeberschaft erschien 2007 in den Frankfurter Kulturwissenschaftlichen Beiträgen der Band »Judentum und Antisemitismus im modernen Italien«.

Anmerkungen

^{1/1} Wolfgang Schivelbusch, Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren, Frankfurt 1982, S. 17.

^{1/2} Vgl. Paul Kluge, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main (1914–1932), Frankfurt 1972, S. 110–137 u. 333–390.

^{1/3} Gudrun Jäger, Der jüdische Islamwissenschaftler Josef Horowitz und der Lehrstuhl für semitische Philologie an der Universität Frankfurt am Main 1915–1949, In: Jörn Kobes und Jan-Otmar Hesse (Hrsg.), Frankfurter Wissenschaftler zwischen 1933 und 1945, Göttingen 2008, S. 61–79, Band 1 der Schriftenreihe des Frank-

furter Universitätsarchivs (Hrsg. von Notker Hammerstein und Michael Maaser).

^{1/4} Kluge, S. 353.

^{1/5} Willy Schottroff, Martin Buber an der Universität Frankfurt am Main (1923–1933), In: W. Licharz, H. Schmidt (Hrsg.), Martin Buber (1878–1965), Band 1: Dialogik u.

Dialektik, Frankfurt 1991, S. 42.

^{1/6} Ebd., S. 40.

^{1/7} Notker Hammerstein, Die Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Frankfurt 1989, S. 688–692.

^{1/8} Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. Januar 1960.

^{1/9} Aufbau, 04. März 1960, S. 23.

^{1/10} Die ordentliche Professur wurde im Vorlesungsverzeichnis ab dem WS 1961/62 als vakant ausgewiesen.

^{1/11} Zu den Unterschieden zwischen der »Wissenschaft vom Judentum«, der »Wissenschaft des Judentums« und der »Judaistik« vgl. Margarete Schlüter, Judaistik an deutschen Universitäten heute, in: Michael Brenner und Stefan Rohrbacher (Hrsg.), Wissenschaft vom Judentum, Annäherungen nach dem Holocaust, Göttingen 2000, S. 85–96 und Peter Schäfer, Die Entwicklung der Judaistik in der Bundesrepublik

Deutschland seit 1945, in: W. Prinz u. P. Weingart (Hrsg.), Die sogenannten Geisteswissenschaften, Frankfurt 1990, S. 350–365, hier: S. 352.

^{1/12} Schäfer, ebd.

^{1/13} http://www.ekhn.de/inhalt/download/standpunkt/glaube/00_religion_kp.pdf



Abonnement FORSCHUNG FRANKFURT

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität, stellt dreimal im Jahr Forschungsaktivitäten der Universität Frankfurt vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebiets.

- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 15 Euro pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.
- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 10 Euro als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweise lege ich bei).

Name Vorname

Straße, Nr. PLZ, Wohnort

(nur für Universitätsangehörige:) Hauspost-Anschrift

Datum Unterschrift

Widerrufsrecht: Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich bei der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift.

Datum Unterschrift

- Ich bin damit einverstanden, dass die Abonnementsgebühren aufgrund der obigen Bestellung einmal jährlich von meinem Konto abgebucht werden.

Konto-Nr. Bankinstitut

Bankleitzahl Ort

Datum Unterschrift

- Ich zahle die Abonnementsgebühren nach Erhalt der Rechnung per Einzahlung oder Überweisung.

Bitte richten Sie Ihre Bestellung:
 An den Präsidenten der
 Johann Wolfgang Goethe-Universität
 »FORSCHUNG FRANKFURT«
 Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt